



Theo Mechtenberg

Rezension zu: Amos Os, Judas.

Übersetzung aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, Suhrkamp 2015, S. 332.

Zahlreich sind die Schriftsteller, die sich von der faszinierenden Gestalt des Judas angezogen fühlen. Von Friedrich Gottlieb Klopstocks „Messias“ über den expressionistischen Dichter Georg Heym und den Dramatiker Carl Sternheim bis zu „Der Fall des Judas“ von Walter Jens – um nur einige deutschsprachige Autoren zu nennen – reichen die literarischen Versuche, dem „Verrat“ des Judas eine andere Deutung zu geben als die vorgegebene rein negative Sichtweise der Evangelisten. Mit seinem Roman „Judas“ setzt der israelische Autor Amor Oz diese literarische Tradition fort.

Im hebräischen Original lautet der Titel des Romans „Das Judasevangelium“ – eine Anspielung auf den 1976 in Fragmenten entdeckten koptischen Text gleichen Namens. Er beinhaltet die Auffassung jener frühchristlichen gnostischen Sekte, die in Judas den Jünger sah, der die tiefste Glaubenserkenntnis besaß und den Jesus dazu ausersehen hatte, ihn zu überliefern, um mit seinem Sterben am Kreuz das göttliche Heilswerk zu vollbringen – eine Sichtweise, die auch im Roman ihren Niederschlag findet.

Amos Oz bestand allerdings darauf, dass sein Roman in den Übersetzungen unter dem ebenso lapidaren wie provokanten Titel „Judas“ zu erscheinen habe. Damit steht, vom Autor offenbar gewollt, der Roman unter dem Zeichen einer Auseinandersetzung mit dem durch das Stereotyp des geldgierigen, hinterhältigen und Unheil stiftenden Juden bedingten Antisemitismus, für den Judas das Synonym sowie Quelle und Rechtfertigung bildet.

Ort der Handlung ist eine Villa in einer einsamen Gasse am Rande von Jerusalem. Bewohnt ist sie in diesem Winter des Jahres 1959 von drei Personen: von der Eigentümerin Atalja Ab-
rabanel, die, frisch vermählt, ihren Mann vor Jahren im Krieg auf grausame Weise verloren hat, von ihrem Schwiegervater Gershom Wald, redegewandt und behindert, sowie von Schmu-el Asch, einem jungen Sozialrevolutionär, der sich aus Kummer um seine gescheiterte Liebe und nach Abbruch seines Theologiestudiums auf eine Annonce hin als Gesprächspartner für Wald beworben hatte. Unterschiedlich nach Alter und Lebenserfahrung überwinden sie ihre wechselseitige Fremdheit und finden mehr und mehr zueinander.

Der Roman gibt einen Einblick in die innerjüdische Diskussion um die Rolle Ben Gurions und die Gründung eines jüdischen Nationalstaates. Während Gershom Wald in Ben Gurion einen bedeutenden Realisten sieht, der im Konflikt mit Engländern und Arabern die Gunst der Stunde genutzt habe, findet Schmu-el Asch es durchaus verständlich, dass für die Araber „Israel ein Fremdkörper in dieser Region ist.“ (114) Es ist vor allem Schmu-el, der in dieser Kontroverse das Wort führt und der Wald davon zu überzeugen versucht, dass Israels militärische Macht das Problem nicht lösen, sondern „nur für einige Zeit die Katastrophe aufhalten“ kann. (119) Und dies schon allein deswegen, weil selbst die stärkste Macht begrenzt sei, kann sie doch „einen Feind nicht in einen Freund verwandeln.“ Genau hier würden Israels „existentielle Probleme“ liegen: „einen Feind zum Liebenden zu machen, einen Fanatiker zu einem Gemäßigten, einen Rachsüchtigen zu einem Freund.“ (118) Ohne Frieden „werden uns die Araber eines Tages besiegen.“ (115f)

Doch der eigentliche Erzählstrang betrifft nicht diesen innerjüdischen Disput, sondern Schmu-els Auseinandersetzung mit dem Nazarener, mit dem jüdisch-christlichen Verhältnis und – dies vor allem – mit der Gestalt des Judas.

Schmu-el hatte eine verheißungsvolle Forschungsarbeit über „Jesus in den Augen der Juden“ begonnen. Auch nach Abbruch seines Studiums lässt ihn diese Problematik nicht los – eine

Geschichte, die „noch immer nicht zu Ende war und so bald auch nicht zu Ende sein würde“, für die es „kein Ende“ gab. (310) Die reichlich freie Zeit, die ihm dieses Haus bietet, nutzt er, um sich mit den Rabbinern des Mittelalters und ihrer unterschiedlichen Einstellung zu Jesus zu befassen. Er erinnert an die „öffentlichen Diskussionen, zu denen Juden im Mittelalter gezwungen wurden“ und die sie oft „mit ihrem Blut bezahlen“ mussten, ganz gleich ob sie aus diesem Streit als Sieger oder als Verlierer hervorgingen. (127) Damit spielt er auf die Verfolgungen an, die Juden in ihrer Geschichte durch Christen zu erdulden hatten. Sie wäre – so Schmuels – anders verlaufen, hätten die Juden Jesus akzeptiert: „Die Kirche wäre nicht entstanden. Und vielleicht hätte ganz Europa eine nachgiebige und geläuterte Version des Judentums übernommen. So wären uns die Diaspora, die Verfolgungen, die Pogrome, die Inquisition, die Ritualmordbeschuldigungen, die Judenfeindlichkeit und auch die Schoah erspart geblieben.“ (126)

Mit der Zeit verlagert sich Schmuels Interesse von Jesus auf den Jünger, der ihn verraten hat. Die Aussagen der Evangelien über Judas hält er für widersprüchlich, unglaubwürdig und tendenziös. Ihnen stellt er sein eigenes Judasbild entgegen: Der aus Ischariot stammende Jünger sei wohlhabend gewesen und hätte für die lächerliche Summe von 30 Silberlingen, den Preis für einen Sklaven, wohl kaum diesen Verrat begangen. Judas sei vielmehr von der „Jerusalem Priesterschaft“ ausersehen worden, sich Jesus anzuschließen, um ihr über das Wirken und die Wunder dieses Wanderpredigers Auskunft zu geben. Doch entgegen der Absicht seiner Auftraggeber habe sich Judas zu einem „begeisterten Anhänger“ Jesu gewandelt, der sich „seiner Botschaft völlig hingab“ und „zum besten und ergebensten Schüler des Nazareners“ wurde. (166)

Aber warum wurde dann Judas zum Verräter? Die Antwort findet Schmuels in dem 1921 von „Nathan Agmon, besser bekannt unter dem Namen Nathan Bistrizky“, veröffentlichten dramatischen Gedicht „Jesus von Nazareth“. Danach habe Jesus selbst Judas dazu bewogen, ihn zu verraten, damit er nach dem Willen des Vaters am Kreuz sterbe. Judas habe diesen „furchtbaren Auftrag“ nach anfänglich heftiger Weigerung auf sich genommen und sich damit nicht als Verräter, sondern als „ein treuer Jünger“ erwiesen. (275f)

Eine den Roman sprengende Ich-Erzählung beschließt diese Deutung. Einsam und allein sitzt Judas in einem leeren Gasthaus und durchlebt noch einmal die Kreuzigung, die er selbst bewirkt hatte und deren Zeuge er war. Vergebens hatte er gehofft, Jesus würde vom Kreuz herabsteigen, um sich auf diese Weise als Messias und Sohn des himmlischen Vaters zu offenbaren. Um dieses Wunders willen hatte er den Hohepriester und die Römer gegen deren Widerstreben überredet, Jesus dem Tode zu überliefern. „Ich glaubte, der Tod könne ihm nichts anhaben. Ich war überzeugt, dass sich heute in Jerusalem das größte Wunder von allen ereignen würde. Das letzte Wunder, nach dem es auf der Welt keinen Tod mehr geben würde. Das Wunder, nach dem kein einziges Wunder mehr nötig wäre. Das Wunder, das das himmlische Königreich bringen würde, sodass es auf der Welt nur noch Liebe gäbe.“ (295)

Aus Schmuels Sicht ist Judas somit kein Verräter, sondern der Jünger, welcher mehr und tiefer als alle anderen an Jesus geglaubt hat und der nach dem Tod seines Meisters nicht mehr weiter leben wollte. Ja, er sei geradezu der „erste und letzte Christ, der einzige, der Jesus keine Minute verließ und ihn nicht verleugnete, der einzige Christ, der an die Göttlichkeit Jesu bis zur letzten Sekunde am Kreuz glaubte.“ Und ausgerechnet er gelte als „Verkörperung des Verrats und als Verkörperung des Judentums und als Verkörperung der Beziehung zwischen Judentum und dem Verrat.“ (209)

Durch den Mund seines Protagonisten Schmuels rückt der Autor zudem den Verrat als solchen ins Zentrum der Betrachtung. Was bei einem äußerlich als Verrat erscheine, sei zuweilen das Produkt einer tiefen inneren Wandlung. Mit ihr gerate derjenige dann in Gegensatz zu denen, die diese Wandlung nicht vollziehen, an ihren lieb gewonnenen Gewohnheiten festhalten und sich durch den „Verräter“ provoziert fühlen. Und der ziehe damit den Hass auf sich. Zur Begründung dieser These führt Schmuels im Gespräch mit Wald Beispiele aus der Geschichte an, angefangen vom Propheten Jeremia über Abraham Lincoln, den Befreier der Sklaven, bis zu den „deutschen Offizieren, die versuchten, Hitler zu töten“ und die „wegen Hochverrats hingerichtet“ wurden. (272).

Auch über der von einer eigentümlichen Melancholie bestimmten Atmosphäre des Hauses liegt der Schatten eines solchen „Verrats“. Es gibt dort ein stets verschlossenes Zimmer, das Schmuels Neugierde weckt und dessen Geheimnis sich ihm nach und nach erschließt. Es war von Ataljas verstorbenem Vater Schealtiel Abrabanel bewohnt. Diese fiktive Romangestalt hatte in der zionistischen Bewegung hohe Ämter bekleidet. Abrabanel stand in freundschaftlicher Verbindung zu Arabern. Er hatte sich die Überwindung der Feindschaft zwischen Arabern und Juden zum Ziel gesetzt und strebte ein Gemeinwesen an, in dem Palästinenser und Juden friedlich vereint ihre Heimat finden würden. Mit dieser politischen Vision geriet er in Konflikt mit Ben Gurion. Am Ende sah er sich genötigt, von seinen Ämtern zurückzutreten. Als Verräter stigmatisiert verlebte er einflusslos und einsam in seinem Zimmer seine letzten Lebensjahre.

Nach vier Monaten verlässt Schmuel das Haus und macht sich auf den Weg in die Wüste, wo eine neue Stadt entstehen soll. Der Roman schließt mit dem Satz: „Er stand da und überlegte.“ (332) Ähnlich nachdenklich mag sich der Leser nach der Lektüre dieses Romans fühlen.